



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gehen und den Goldsmied snacken lassen. Und wie ich mir denn nach diesen Freund umkucke, so is das ein Herr aus Hamburg, heißt Rosenstein und scheint ein ganz gebildeten Mann zu sein!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geplagte Herren. Viele Genossen der sozialdemokratischen Partei haben jedenfalls keine Ahnung davon gehabt, wieviel die Leiter der Partei zu thun haben, sonst hätten nicht verschiedene Abgeordnete auf dem Parteitage zu Berlin ihre Anträge auf Kürzung der „Gehälter“ und ihre Wünsche auf mehr und bessere Leistungen vorgebracht. Wie wenig muß der Hamburger Abgeordnete, der einen Gehalt von 2500 Mark für ausreichend hielt, davon verstehen, was es für Mühe kostet, eine Partei ordentlich zu regieren! Es ist in der That kein Wunder, daß die Parteiregierung seinen Vorschlag für „unannehmbar“ erklärte und, wie andre Regierungen vor ihr gethan haben, im Fall der Annahme Aussicht auf ihren Rücktritt machte. Nun, die Vernunft hat die Oberhand behalten, man hat eingesehen, daß Regieren eine Kunst ist, zu der nicht jeder Genosse geschickt ist, daß ein Chefredakteur eine andre Bezahlung für seine Arbeit verlangen muß als ein schlesischer Gebirgsproletarier, daß die Menschen sehr verschieden befähigt sind und demnach die Gleichheit ein schöner Traum ist. So groß die Masse ist, über die die Parteileitung verfügt, um die Talente für den Kampf mit den Gegnern auszuwählen, so gering ist die Zahl der brauchbaren „Kräfte,“ die ihr die schwere Last der Arbeit tragen helfen können. Schon hat man bemerkt, daß Liebknecht „unersetzbar“ ist, so unersetzbar für die Partei wie — si parva licet componere magnis — Fürst Bismarck für die Regierung des Reichs. Der geschickte und redengewandte Auer faßte den ganzen Streit mit einer glücklichen Wendung in den Ruf zusammen: Mehr Bebel her! Als ob das so leicht wäre, als ob die fleißigen und tüchtigen Leute so auf der Straße herumlägen und nur so aufgelesen zu werden brauchten!

Die Folge ist, daß sich die wenigen Leiter über alle Gebühr anstrengen müssen. Ein Abgeordneter entschuldigt Auer wegen seiner Schroffheit damit, daß er, wie man bedenken müsse, sehr in Anspruch genommen werde. Liebknecht erklärt, er habe selbst vielleicht in seinem Leben nie so gearbeitet, als seit er am „Vorwärts“ sei, und oft schon sei er mit dem Gedanken umgegangen, entweder sein Mandat und die Agitation aufzugeben oder die Redaktion niederzulegen. Er stehe ganz im Dienste der Partei, die Partei verdiene durch ihn. Man sieht daraus, daß die Umwandlung zweier bekannten Wahlsprüche in ihre Gegenstücke: Parti inserviando consumidor und Salus partis suprema lex (Singer: „Für jeden Parteigenossen muß das Wohl der Partei das oberste Gesetz sein“) keine Erleichterungen an Beschwerden gewährt, wenn sie von den Personen ernst genommen werden; es ist immer wieder das alte Bild der Geschichte, nur mit formalen Änderungen, es geschieht nichts neues unter der Sonne. Der zweite Redakteur

des „Vorwärts“ hat sich so sehr überarbeitet, daß seine Nerven zerrüttet sind. Diebl knecht ist aus härterm Stoff, aber was wird nicht alles von ihm verlangt: „er ist Chefredakteur, Parteischriftsteller, Agitator, Führer, Abgeordneter.“ Wahrhaftig, das ist zuviel des Guten, aber es muß sein, weil sich kein Ersatz schaffen läßt. Auch Bebel ist ein geplagter Mensch: er müßte, wenn er allen Anforderungen, die an ihn herantreten, genügen wollte, nicht 300, sondern 600 Arbeitstage im Jahre zur Verfügung haben, er ist so überlastet, daß er zu seinen Arbeiten häufig die späte Nacht in Anspruch nehmen muß. Wie der Bericht des Parteivorstands hervorgehoben hatte, ist für die an der Parteipresse angestellten und die sonstigen in der Partei rednerisch thätigen Genossen „allesamt von Nacht- und Sonntagsruhe nur zu oft keine Rede.“ Die Armen!

Es giebt jedoch Genossen, die so vernünftig sind, eine gesundheitsgemäße Lebensweise zu führen und die wilde Jagd nach dem fernem „Ziel“ nicht durch Dick und Dünn mitzumachen. An ihrer Spitze steht, man muß es sagen, auch wenn man nie zu denen gehört hat, die an eine Spaltung der Partei glaubten, Herr v. Bollmar; er unterscheidet sich auch hierin sehr vortrefflich von seinen Kollegen, er wandelt hierin wie in seinen theoretischen Auffassungen ruhig und sicher seine eigne Bahn, er ist Sozialdemokrat, ohne stets den Stürmer und Dränger zu spielen. Das ist schließlich eine Sache des Temperaments; aber die andern könnten ihre ruhigen Genossen zuweilen zum Muster nehmen, um sich nicht zu schnell aufzureiben und abzunutzen.

Der Fall Bernoud. Der Inspektor eines auf schweizerischem Boden gelegnen französischen Bahnhofes wird auf Befehl des französischen Bauenministers entlassen, weil er bei einem schweizerischen Offiziersfeste veranlaßt hatte, daß eine gegen die Weisung des Festausschusses ausgesteckte französische Flagge mit einer schweizerischen vertauscht wurde; der aus Franzosen und Schweizern bestehende Verwaltungsrat wird über die Entlassung nicht befragt, obwohl das Gesetz dies vorschreibt. Das ist der an sich unbedeutende Vorfall, der seit einigen Wochen die französische und die schweizerische Presse in Aufregung setzt und sogar zu wiederholten amtlichen Besprechungen zwischen dem französischen Minister des Auswärtigen und dem schweizerischen Gesandten geführt hat. Für uns hat die ganze Kleinliche, von dem Klatsch und von der Unmaßung der französischen Kolonie in Genf aufgebaute Geschichte nur als ein Zeichen der schiefen Stellung Interesse, in die sich die Schweizer mit ihrer Französelei gebracht haben. Wir haben wiederholt der halt- und maßlosen Freundschaftskundgebungen gedacht, in denen sich schweizerische Volksredner bis zum Bundespräsidenten hinauf und schweizerische Zeitungen vor den Franzosen ergehen. Die Schweizer haben in ihrer übertriebenen Empfindlichkeit darin eine neidische und sogar böswillige Kritik gesehen. Plötzlich lesen wir in Schweizer Blättern genau dieselbe Klage, die wir erhoben haben. Nun erzählen sie selbst: „Bei allen Genfer Festlichkeiten, namentlich wenn diese einen internationalen Charakter trugen, bestand der Schmuck der Straßen und öffentlichen Plätze aus fremden Fahnen, unter denen die französischen Farben gewöhnlich in solcher Menge vorherrschten, daß man fast den Eindruck gewann, als sei man in Genf in einer französischen Stadt. Noch bei dem vorjährigen Turnfeste wurde das zu zahlreiche Vorhandensein der französischen Fahnen und das gar zu häufige Abspielen der Marseillaise von Genfern sowohl als auch von Deutschschweizern mißfällig bemerkt und öffentlich gerügt.“ Natürlich, wenn man den Badenstreich weghat — und die feinen Französlein verstehen brutal zuzuschlagen —, dann steigt die

Schamröte darüber auf, daß man sich so tief eingelassen hat. Aber nur Geduld. Die Zeit wird kommen, wo das Blut von der Wange zum Herzen zurückgefloßen ist, dann wird die alte Liebe der Schwesterrepubliken, in denen die fortgeschrittensten Völker Europas wohnen, auch wieder zur alten Wärme erblühen, und die wohlthuende Überzeugung, daß nichts über die feinen Formen des Franzosen im internationalen Verkehr gehe, wird sich in jedem Schweizerherzen neu beseftigen. Wie schön ist doch die Vorsicht, mit der Deutsche in der Schweiz und Deutschschweizer dafür sorgen, daß gegen deutsche Fahnen an schweizerischen Gebäuden, nie ein Bernoud aufzutreten haben wird! So erhält man die Freundschaft, wenn eine da ist.

Rosakisch oder republikanisch? In hundert Jahren ist Europa entweder kosakisch oder republikanisch! Dieses angebliche Wort Napoleons des Ersten wird seit etwa fünfzehn Jahren, seit der Gegensatz Rußlands zu den Zentralmächten auf den Weltteil drückt, in den Tagesblättern immer wieder angeführt, bald um den deutschen Reichsbürger geneigter zur Übernahme neuer Militärlasten zu stimmen, bald um den Franzosen nahe zu legen, wie gefährlich das von ihnen getriebene Spiel sei, bei dem sie schließlich nur die Hoffnung des Odysseus in der Höhle des Kyklopen hätten, zuletzt von dem russischen Riesen aufgefressen zu werden. Maurice Charnay hat das erst vor einigen Monaten seinen Landsleuten in seiner interessanten Flugschrift so klar als möglich gesagt: *L'Alsace vint ans après* (Paris, Allemane, 1892). Wie steht es nun aber mit dem erwähnten Ausspruch hinsichtlich seiner Beglaubigung, seines ursprünglichen Sinns, seines eigentlichen Wortlauts? Es wird die Leser dieser Blätter kaum überraschen, wenn sie hören, daß er, so wie er durch die Welt läuft, falsch ist. Das ist ja fast mit allen „geflügeltsten Worten“ der Fall. Beiläufig mag bemerkt sein, daß selbst Büchmann S. 291 (wenigstens der zehnten Auflage) nicht ganz genau zitiert. Schlagen wir das *Mémorial de Ste. Hélène* des Las Casas auf, so finden wir hier (III 79 bis 80) unter dem 18. (nicht 8., wie Büchmann schreibt) April 1816 folgende Mitteilung. Der Kaiser sprach davon, ob er Aussicht habe, von St. Helena nach Europa zurückkehren zu dürfen. Er glaubte, daß in der That dazu einige Möglichkeiten bestünden. Entweder könnten ihn die Könige gegen die aufrührerischen Völker zu Hilfe rufen, oder umgekehrt die Völker gegen die Könige. In diesem ungeheuern Kampf der Gegenwart mit der Vergangenheit sei er der natürliche Schiedsrichter. Endlich eine dritte Möglichkeit wäre, daß man ihn gegen die Russen brauchte, und das sei die wahrscheinlichste von allen: Car, fuhr der Kaiser fort, dans l'état actuel des choses, avant dix ans (Büchmann: binnen zehn Jahren), toute l'Europe peut être cosaque ou toute en république. Voilà pourtant les hommes d'état qui m'ont renversé! Man muß sich, um Napoleons Worte zu begreifen, an die Rolle erinnern, die Rußland im April 1816 spielte. Alexander der Erste hatte vor nicht ganz sieben Monaten die heilige Allianz gestiftet; er stand an der Spitze des hergestellten alten Staatensystems, und wie der russische Einfluß empfunden wurde, das sollte bald der Mord Nohebuës zeigen. Napoleon war nun der Ansicht, daß diese Lage der Dinge einer Entscheidung zutriebe, daß vor Ablauf von zehn Jahren Europa entweder vollends kosakisch oder, durch den natürlichen Rückschlag gegen den zarischen Despotismus, ganz in dem Zustande der Republik sein könne. Er füllt hat sich freilich diese Ansicht weder nach 1816 noch nach 1849, und wir denken, auch heute wird die Gefahr wohl vorübergehen. Zum Schluß sei bemerkt, daß Napoleon schon früher (*Mémorial* II 65) einmal geäußert hatte: Si je meurs

ici, Alexandre sera mon véritable héritier en Europe. Mois seul pouvais l'arrêter avec son déluge de Tartares. La crise est grande et permanente pour le continent Européen, surtout pour Constantinople. Das wird man heute noch unterschreiben und mit Interesse hören, daß Napoleon — wie uns das ja Vandal neuerdings bestätigt hat — es für unbedingt notwendig erklärte, daß Konstantinopel mit seinen Provinzen ein unabhängiges Reich bilde, pour servir de barrage à la puissance russe, wie Belgien als Schranke gegen Frankreich errichtet worden sei.

Deutschberlin. Nach einer statistischen Tabelle, die das Allgemeine Kirchenblatt veröffentlicht, sind nach der Volkszählung des Jahres 1890 unter den 1 578 794 Einwohnern Berlins nicht weniger als 79 286 Juden. Dabei sind die nicht mitgerechnet, die es sind, sich aber aus irgend welchen Gründen scheuen, ihren Glauben und ihre Abstammung wahrheitsgetreu anzugeben, und sich zu den Dissidenten oder andern Sekten rechnen. Aber selbst wenn wir uns mit der Zahl 79 286 begnügen, so kommt doch schon das unglaubliche Ergebnis zu Tage, daß in Berlin jeder zwanzigste Mensch ein Jude ist. Das Verhältnis wird noch auffallender, wenn wir bedenken, daß diese 79 286 Juden nicht zur dienenden und arbeitenden Klasse gehören, sondern zur besitzenden und genießenden. Das Verhältnis der Bessergestellten zu den Unbemittelten in der Berliner Bevölkerung ist etwa eins zu fünf. Zu den 300 000 Bemittelten gehören also, selbst wenn wir 4000 arme Juden abrechnen, mindestens 75 000 Juden, d. h. der vierte Teil der besserstehenden, einflußreichen Berliner Gesellschaft besteht aus Juden. (In der Prima eines Berliner Gymnasiums saßen vor einiger Zeit nur Juden, sodaß der christliche Religionsunterricht ausfallen mußte.) Wir wollen nicht in das antisemitische Horn stoßen; aber wir in Mittel- und in Süddeutschland fragen uns immer wieder: Hat Berlin noch ein Recht, sich bei dieser orientalisches-russisch-polnischen Mischung als erste Pflegstätte der deutschen Kunst und Litteratur, als Hochburg der deutschen Kultur, als maßgebende Stimme Deutschlands zu bezeichnen, und das Städten gegenüber wie Leipzig, München, Stuttgart u. a., wo die reinen Quellen deutschen Geistes und deutscher Gesittung seit Jahrhunderten ungetrübt fließen?

Musikalischer Unfug. Im Anschluß an den Aufsatz in Heft 46 „Die Veranstaltung deutscher Lieder“ möge noch auf einen ebenso schlimmen Unfug aufmerksam gemacht sein: auf die Verstümmelung musikalischer Werke großer Komponisten durch unsre großen und kleinen Kapellmeister, die sich alle berufen fühlen, an den Werken großer Meister herumzubesteln und sie zu „Phantasien“ und „Potpourris“ zu verarbeiten. Es ist, als ob Stubenmalers einen Raphael aufbessern und verschönern wollten. Der größte Unfug aber ist es, daß unsre Nationalhymne jetzt als Radaulied gesungen oder mit Gassenhauern vermischt in Tanzlokalen zum Tanz aufgespielt wird; ja es ist in vielen Theatern (Wintergarten, Reichshallen, Apollotheater) geradezu zur Gewohnheit geworden, das Nationallied zusammen mit irgend einem Gassenhauer, oder vielmehr zum Gassenhauer umgearbeitet, als letztes Musikstück, als sogenannten Rehraus, zu spielen. In Rußland darf die Nationalhymne nur bei öffentlichen Festlichkeiten und auch dann nur als erstes Musikstück gespielt werden, wobei sich jeder aus eigenem Antriebe erhebt und andächtig zuhört. Eine Verstümmelung, sogar das Abspielen der Hymne durch einen Leierkasten oder an einem ungeeigneten Orte würde streng bestraft werden; ja das Publikum selbst würde gegen eine Profanierung der Hymne energisch auftreten, sie gilt eben als

Nationalheiligtum. Könnten wir es doch auch dahin bringen, daß das Publikum um Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der Würde unsrer Nationalgüter etwas mehr besorgt wäre. Wo dem Publikum, oder in diesem Falle den Kapellmeistern, das nötige Taktgefühl mangelt, da muß eben die Polizei einschreiten, mag man darüber ungehalten sein oder nicht.

Amtsdeutsch. Die Herren (!) Superintendenten und Superintendenturverweser machen wir darauf aufmerksam, daß seitens (!) der Herren (!) Geistlichen und Kirchendiener mit der Liquidation der Stolgebührenaussfälle für das Entschädigungsjahr 1. Oktober 1891 bis Ende September 1892 — insoweit eine Fixirung (!) derselben nicht bereits erfolgt (!) ist — nunmehr vorzugehen ist (!).

Unter Hinweis auf die in frühern Jahren erlassenen Verfügungen übersenden wir anbei eine Anzahl Formulare zur Liquidation nach Muster B, um dieselben (!) den Berechtigten zur Benutzung zugehn zu lassen, indem wir zugleich bemerken, daß eine Einreichung der Durchschnittsnachweisung nach Formular A nicht erforderlich ist, da die hier vorhandenen ältern Nachweisungen wieder benutzt werden.

Diejenigen (!) Herren (!) Geistlichen und Kirchendiener, welche Spezialliquidationen aufstellen, haben selbstredend (!) das Formular B nicht anzuwenden, vielmehr ist zu den letztern (!) ein besondrer Bogen zu verwenden (haben — ist!).

Die von den Liquidationsberechtigten eingehenden Anträge sind zu sammeln und uns bis zum 20. Oktober d. J. einzureichen, nachdem dieselben (!) von den Herren (!) Superintendenten vorschriftsmäßig bescheinigt worden sind.

Schließlich machen wir noch darauf aufmerksam, daß die Bescheinigungen hinsichtlich (!) der von dem (den?) Standesbeamten gegen Zahlung der gesetzlichen Gebühren erfolgten Ausfertigung von Attesten von diesen (diesem?) Beamten auszustellen sind.

Polnische Namen. Daß sich die Katholiken Westpreußens mit aller Gewalt zu Polen stempeln möchten, ist bekannt und nicht gerade neu; und wenn dieses Streben bei einigen seinen Ausdruck in entsprechender „Änderung“ ihres Namens findet, so muß man das eben ihrer allgemeinen Bildung zu gute halten: Namen wie Kleinschmidtski, Wolfski, Schulzki u. s. w. können doch bei jedermann nur ein Lächeln des Mitleids erregen. Wenn aber ein studirter Mann mit einem Namen etwa wie Leipziger seine Gattin Leipzigerowa nennt, so darf man schon billig erstaunt sein; um so mehr, wenn der betreffende Herr königlich preussischer Beamter ist. Was man aber sagen soll, wenn er gar Erzieher deutscher Jugend ist — wir wissen es nicht. Denken kann man sich so manches.



Litteratur

Johann Ludwig Runebergs Epische Dichtungen. Aus dem Schwedischen übersezt, sowie mit Einleitung, Anmerkungen und bibliographischem Anhang versehen von Wolrad Eigenbrodt. Zwei Bände. Halle, Max Niemeyer, 1891

Die Einleitung zu dieser deutschen Übertragung der hervorragendsten epischen Dichtungen Johann Ludwig Runebergs, die sich in ihrem biographischen Teile auf die gründliche und geistvolle Arbeit des Professors C. R. Nyblom in Upsala stützt,